

Joseph Feinhals alias Collofino

Eine Erinnerung

Von Manfred Bosch, Rheinfelden

In seinem Werk »Über den Prozeß der Zivilisation« hat Norbert Elias die Aussonderung der natürlichen Verrichtungen des Menschen aus dem öffentlichen Leben als ein Ergebnis wachsender Empfindlichkeit beschrieben. Diese »Privatisierung«, die Tendenz, gewisse Funktionen und Verrichtungen sozusagen »hinter die Kulissen« zu verlegen, zog mit zunehmender Dauer Tabuisierungen nach sich, und je rigider diese wurden, desto mehr eignete sich der bewußte Einsatz des Indezenten zu Provokation und Schock, aber auch zu lustvollem Durchbrechen des Schicklichen. Hieraus bezog – und bezieht – eine ganze Tradition skatologischer Literatur ihre Wirkung, von der der amerikanische Anthropologe Alan Dundes meint, sie sei bei den Deutschen verbreiteter und lebendiger als bei anderen Völkern.

Zu den Klassikern dieser Hervorbringungen gehört das Werk »Non Olet oder Die heiteren Tischgespräche des Collofino über den Orbis Cacatus« des Kölners Joseph Feinhals, der seine letzten Jahre auf Schloß Randegg verbrachte. Der ausführliche Titel des 1939 erschienenen Privatdrucks lautet: »Orbis Cacatus / das ist / Umständlicher Bericht / über / DIE BESCHISSENE WELT / mit schönen Kupfern geziert, / für die Gebildeten aller Stände wie / auch für den Gebrauch in Familien / hergerichtet, / aus heiteren Tischgesprächen / mit Fleiß gesammelt / und erstmals in solchem Umfang / ans Licht gestellt / von / Collofino / Mitglied der / Neuen Fruchtbringenden Gesellschaft«. Die so angestrengt wie verspielt anmutende Diktion nach barockem Muster verrät schon einiges über den Zuschnitt des Werkes: es handelt sich um fingierte Gespräche einer gelehrten Männerrunde, wie sie die Kulturgeschichte seit der Renaissance in Nachahmung antiker philosophischer Dispute zuhauf hervorgebracht hat, und ein wenig darf man sich auch an akademische Herrenabende erinnert fühlen, an denen mit einem gehörigen Quantum spätpubertärer Lust das Universum des Ungehörigen ausgeschritten wird. Die im Titel in Aussicht gestellte Wohlanständigkeit, wie man sie früher mit dem entwarnenden Hinweis »ad usum delphini« zu bezeichnen pflegte, sind also durchaus mit der nötigen Reserviertheit aufzufassen, obschon die geistvolle Andeutung unter den verwendeten Stilfiguren die Hauptrolle spielt. Fast möchte man Nietzsches Diktum einer »fröhlichen Wissenschaft« umkehren und dem Buche »wissenschaftliche Fröhlichkeit« attestieren, um diese Mischung aus rheinischem Temperament und ferner Erinnerung an römische Direktheit recht zu treffen. Wilhelm Schäfer nannte den 1100 Seiten umfassenden Band im Lexikonformat denn auch »ein Unikum in der Literatur« und »eine großartige Leistung, stilistisch wie philologisch«. Ähnliches hatte der Verfasser seinem Buche im Anhang schon selbst schalkhaft attestiert: dort nämlich bietet er eine Ansammlung recht schmeichelhafter Stimmen zu seinen gesammelten Posteriora – allesamt Geistesgrößen von Albertus Magnus bis Max Scheler in den Mund gelegt. Wer an dieser Camouflage Anstoß zu nehmen gewillt ist, möge sich des Grundsatzes »Nihil humani a me alienum puto« erinnern – er paßt auf wenigens so wie auf das Werk dieses Rabelais-Nachfahren.

Für ein solches Werk bedurfte es den inspirierten Autor, der von materiellen Sorgen möglichst frei war. Beide Voraussetzungen erfüllten sich in Feinhals auf ideale Weise. Der begüterte Unternehmer, 1867 in Köln geboren, hatte den Tabakhandel seines Vaters zu ansehnlicher Blüte gebracht, über seinen geschäftlichen Interessen jedoch nie seine literarischen und künstlerischen Interessen vergessen. Im Gegenteil, erlaubten sie ihm eine ausgedehnte Betätigung als Mäzen und Kunstsammler. Feinhals' ausgeprägter ästhetischer Sinn bewies sich beispielsweise in dem Umstand, daß er zur Gestaltung von Werbung und Verpackung führende Künstler wie Fritz Hellmuth Ehmcke, Thomas Theodor Heine oder Emil Rudolf Weiß heranzog und die Schaufenster seines Geschäftshauses in der Kölner Hohen Straße mit den schönsten Stücken seines privaten Tabakmuseums schmückte; sein Wohnhaus in Köln-Marienburg, im Innern ausgestattet von Bruno Paul, galt als ein Meisterwerk Joseph M. Olbrichs. Wilhelm Schäfer, dem man es aufgrund seiner Kenntnis der Kunst seiner

Zeit einfach glauben muß, nannte es das schönste Haus von Köln. Neben einer reichen Bibliothek beherbergte es eine umfangreiche Kunstsammlung.

Eine andere Seite seiner Leidenschaft war das Verfassen, Herausgeben und Anstoßen kulturhistorischer und autobiographischer Schriften, die Feinhals allesamt unter dem latinisierten Namen Colofino und in bibliophiler Aufmachung erscheinen ließ. An erster Stelle zu nennen seine Schriften zur Geschichte des Rauchens: »Der Tabak in Kunst und Kultur« (1911) und »Tabakanekdoten. Ein historisches Braunbuch« (1914); ferner brachte er von seinem Freund, dem Kölner Schriftsteller und Bibliophilen Johannes Th. Kuhlemann, den Band »Vom Tabak« (1936) heraus. 1918 erschienen »Die Geschichten des Collofino«, über die es eine kennenswerte »Leserreaktion« gibt. Eduard Reinacher, dessen Freundschaft zum Autor auf die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg zurückgeht, als der Kölner einmal seinen Fuß über die Schwelle von Reinachers Gartenhütte auf Schäfers Ludwigshafener Besitz Sommerhalde setzte, hat sie uns in ungedruckten Erinnerungen überliefert: »Eine Sängerin war operiert worden, sie lag fieberfrei in ihrem Bett, es konnte von ihr füglich eine rasche Heilung erwartet werden. Sie erfolgte nicht, sondern immer wieder platzte die Schnittnarbe auf. Der Arzt begriff nicht, bis er ... zufällig unter dem Kopfkissen der Sängerin ein Buch hervorzog: Die Geschichten des Collofino. Die Sängerin hatte sich mit diesen Geschichten sowohl die Langeweile vertrieben als auch Anlaß beschafft, ihre Narbe immer wieder aufzulachen«.

Daß Feinhals auch versierter Lateiner war, ist in einem der literarischen Schlüsselwerke dieses Jahrhunderts dokumentiert, wenn auch an versteckter Stelle, die der Erläuterung bedarf. »ALBERTUS SECUNDUS tract. de cristall. spirit. ed. Clangor et Collof. lib. I. cap. 28« – so steht es unter dem Eingangsmotto in Hermann Hesses »Das Glasperlenspiel«. »Das Motto mit dem erfundenen Autorennamen«, schrieb Hesse seinem Jugendfreund Otto Hartmann, »ist von mir deutsch aufgesetzt, von Schall in's scholastische Latein übersetzt und von einem andern Freund, Colofino (Feinhals) revidiert. Daher die Namen der Beiden unter dem lateinischen Text«.

Doch nicht nur das Schöne gehörte zu Feinhals' Lebensart, sondern auch die, die es hervorbrachten. Diese Kontakte stilvoll zu pflegen, veranstaltete er unter anderem Fünfuhrtee-Gesellschaften, zu denen er Künstler und Schriftsteller, Kunstfreunde und Bibliophile lud. Aus einer dieser Gelegenheiten war in den frühen zwanziger Jahren der Plan zu »Non Olet« entstanden. Um der traurigen Stimmung, die Wilhelm Schäfer mit seiner Novelle »Die Mißgeschickten« heraufbeschworen hatte, eine Wendung zu geben, wechselte Feinhals über zu einer Geschichte, »die auch mit einem Mißgeschick zu tun hat«, und erntete damit einen »derartigen Ausbruch von Heiterkeit«, daß eine nachfolgende Niederschrift dieses Begebnisses zum Ausgangspunkt jener einschlägig-zielgerichteten Such- und Sammelleidenschaft wurde. »Ungesäumt«, so Feinhals im Nachwort zu seinem Buch, an dem er rund eineinhalb Jahrzehnte arbeitete, »begann ich mit Vorstudien. Ich las zunächst noch einmal die gesamte Weltliteratur: Dichtung und Prosa, alte und neue Schriftsteller, diesmal im Hinblick auf die mir selbst gestellte Aufgabe. Ich durchackerte unzählige Werke der Philosophie und Geschichte ...«. Feinhals nahezu enzyklopädischer Zugriff auf das Anrühige verlangte die Bewältigung wahrhaft rabelais'scher Stoffmassen; allein das Verzeichnis der Quellen und die Bibliographie umfassen 23 Seiten. Heute gehört der Privatdruck, für den Emil Rudolf Weiß Umschlag und Buchausstattung besorgte, zu den gesuchten Raritäten des Antiquariatsmarktes.

Im Juli 1943 fiel das Kölner Wohnhaus samt Feinhals' Sammlungen dem Bombenkrieg zum Opfer; bereits vier Tage zuvor waren auch Geschäfts- und Lagerhaus in der Innenstadt vernichtet worden. So sah sich Feinhals genötigt, mit seiner Frau Zuflucht zu suchen – wie schon sein Freund Wilhelm Schäfer fand er sie rheinaufwärts. Der Düsseldorfer Hans Koch hatte 1923 Schloß Randegg erworben, es jedoch erst seit 1938 ständig bezogen; in der Zwischenzeit hatten es, bis ihr eigenes Domizil in Hemmenhofen bezugsfertig war, Kochs Schwager, der Maler Otto Dix und seine Frau Martha, bewohnt. Nun zog mit Feinhals ein neuer illustrierter Gast in das alte Schloß. Nach erzwungener geschäftlicher Untätigkeit gelang es Feinhals unter schwierigen Verhältnissen, erste Schritte zum Wiederaufbau seiner Kölner Firma in die Wege zu leiten; eine Rücksiedlung war ihm nicht mehr vergönnt. Vor fünfzig Jahren, am 1. Mai 1947, starb Joseph Feinhals achtzigjährig auf Schloß Randegg – wohl eine der skurrilsten und zugleich geistvollsten Persönlichkeiten, die das Schloß je bewohnt haben.